

Zeitschrift: Baselbieter Heimatblätter
Herausgeber: Gesellschaft für Regionale Kulturgeschichte Baselland
Band: 85 (2020)
Heft: 1-2

Buchbesprechung: Rauracia : Veröffentlichungen zur Landes- und Kulturgeschichte

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Johann Peter Hebel: Kommentierte Lese- und Studienausgabe in sechs Bänden. Herausgegeben von Jan Knopf, Franz Littmann und Hansgeorg Schmidt-Bergmann unter Mitarbeit von Esther Stern im Auftrag der Literarischen Gesellschaft Karlsruhe 3712 S., 69 Abb., Leinen, Göttingen: Wallstein-Verlag 2019, ISBN 978-3-8353-3256-0, € 69,00

Der Zürcher Literaturwissenschaftler Peter von Matt hat Johann Peter Hebel, den 1760 in Basel geborenen alemannischen Dichter und Redakteur des «Rheinländischen Hausfreundes», als einen «allzu bekannten Unbekannten» bezeichnet. Er meinte damit sicher nicht die Tatsache, dass Hebel ausserhalb Badens und der Schweiz gern einmal mit Friedrich Hebel verwechselt wird, vielmehr vor allem den Umstand, dass Hebel als freundlich belehrender Volksschriftsteller und idyllisch-beschaulicher Dialektdichter des beginnenden 19. Jahrhunderts weithin unterschätzt wird. Dieser Eindruck von provinzieller Behaglichkeit ist zwar nicht grundfalsch, aber hoffnungslos oberflächlich. Am Beispiel des scheinbar munter dahin plätschernden Rätselgedichts «Wie heisst des Kaisers Töchterlein?» verweist von Matt auf die oft übersehene tiefer liegende Seite des Dichters: Wie es bei Hebel «auch sonst geschieht, schwingt im locker Hingesagten unversehens ein älteres und anderes Reden mit».¹

Was sagt nun Hebel so dahin oder genauer: was hat er uns als literarisches Werk hinter-

lassen? Diese Frage ist heute, fast 200 Jahre nach seinem Tod 1826 in Schwetzingen auf einer Dienstreise, noch immer nicht vollständig beantwortet und im Detail auch gar nicht so leicht zu beantworten. Unstrittig: Seine wohl wichtigste schriftstellerische Leistung, die ihn weit über den deutschen Sprachraum als Erzähler von Weltrang ausweist, sind seine Beiträge zum «Badischen Landkalender» (1803–1807) und vor allem dessen Nachfolger, dem «Rheinländischen Hausfreund» (1808–1819), allerdings mit einer Unterbrechung in den Jahren 1816–1818. Hebel publizierte eine grosse Auswahl seiner Kalendergeschichten aus dem Zeitraum 1803–1811 in teilweise leicht veränderter Form als «Schatzkästlein des Rheinischen Hausfreunds» (1811); die dabei entstandenen Textüberarbeitungen weist die jetzt vorliegende sechsbändige Werkausgabe nach. Hebel hatte auch einen II. Teil des «Schatzkästleins» für die Jahre danach geplant, der dann doch nicht zustande kam. Warum dieser Unterbruch 1816–1818? Für den Kalender auf das Jahr 1815 hatte der lutherische Kirchenrat Hebel die Erzählung «Der fromme Rath» geschrieben, in der ein unerfahrener katholischer Jüngling auf einer Brücke ratlos ist, vor welcher geweihten Hostie er denn nun niederknien sollte, ob vor derjenigen, die mit einem Priester von rechts, oder vor derjenigen, die ebenfalls mit einem Priester von links an ihn herankommt. Der eine Pater sieht die Not des Jünglings, lächelt ihn an und bedeutet ihm wortlos mit dem nach oben gereckten Zeigefinger: den da oben, Gott, sollst du anbeten. – Heutzutage würde man eine solche Kalendergeschichte vermutlich als «praktizierte Ökumene» durchwinken, damals aber rief

¹ von Matt, Peter: Tödernste Heiterkeit. Wie heisst des Kaisers Töchterlein? In: ders., Wörterleuchten. Kleine Deutungen deutscher Gedichte [2009], München: dtv, 2011, S. 60–62, hier S. 61.

sie Geistlichkeit und Zensur auf den Plan; Hebel legte verärgert die Redaktion des «Rheinländischen Hausfreunds» nieder.

Weil schon damals falsche Zuschreibungen kursierten, fühlte sich Hebel Anfang Dezember 1815 zu der «Berichtigung» veranlasst: dass er immer noch in mehreren öffentlichen Blättern als Verfasser des Kalenders auf das Jahr 1816 genannt werde, «dies ist ein Irrthum». Abgerechnet «ganz wenige und sehr kleine Erzählungen», welche seine Nachfolger «als einen unbedeutenden Überschuss von dem Manuscript von 1815 in den Jahrgang 1816» übernommen hätten, habe er, Hebel, «gar keinen Antheil mehr».² Er wehrt sich also bereits 1815 dagegen, als Autor des Jahrgangs 1816 in Anspruch genommen zu werden. Trotzdem haben sich die Herausgeber der neuen «Kommentierten Lese- und Studienausgabe» von Hebels «Gesammelten Werken», die Karlsruher Literatur- und Kulturwissenschaftler Jan Knopf, Franz Littmann und Hansgeorg Schmidt-Bergmann, zur Aufnahme des *gesamten Jahrgangs* 1816 in ihre Werkausgabe entschlossen, da «der Verzicht auf einen Abdruck die Unterschlagung womöglich authentischer Dokumente» (Bd. IV, S. 613) bedeutet hätte. Das hätte man nach Meinung des Rezensenten auch einfacher haben können – und ohne in Widerspruch zu Hebel zu geraten –, indem man in einem Anhang alle potentiellen Kandidaten für den «unbedeutenden Überschuss» versammelt hätte; denn alle diese Texte zusammen machen ja gerade den Jahrgang 1816 aus, von dem sich Hebel ausdrücklich distanziert hat.

Die zweite – und im alemannischen Sprachgebiet vielleicht noch wichtigere – poetische Meisterleistung Hebels sind

seine «Allemannischen Gedichte», deren erste Auflage halbanonym mit dem Autorenkürzel J.P.H. 1803 erschien. Zu Recht bilden sie, zusammen mit den «Frühen Schriften» (1776–1801), den Band I der «Gesammelten Werke». Der Band ist ansprechend ediert und enthält – im Wesentlichen chronologisch geordnet – alle alemannischen und hochdeutschen Gedichte. Hebels alemannische Gedichte sind bis heute nicht nur stilbildend und identitätsstiftend für das alemannische Sprachgebiet, sondern auch Ansporn und Vorbild für andere Dialektdichtungen geworden. Goethes hohe Wertschätzung und sein Einspruch gegen ihre Übersetzung ins Hochdeutsche – man müsse halt diese Sprache lernen – ist nur eines von vielen Zeugnissen für Hebels originäre Leistung, deren Erfolg ihn «bis zur Trunkenheit glücklich» machte.

Dass der grösste Teil der alemannischen Gedichte unversehens innerhalb weniger Jahre in Karlsruhe, ausserhalb des Alemannischen, entstand, verweist auf ihre Bedeutung für die innere Entwicklung des Dichters. Seine reale Heimat, das badische Oberland, war in die Ferne gerückt, die ungewollte, aber auch nicht abgewehrte Karriere in Karlsruhe machte die Aussichten auf eine Pfarrei im Markgräfler Land mit seiner Brieffreundin Gustave Fecht als Ehefrau immer illusorischer: Die alemannische Mundart seiner Kindheit wurde ihm nun in seinen Gedichten zur inneren Heimat. Zugleich konnte er in dem ergreifenden Gedicht «Die Vergänglichkeit» den Abschied von seiner Mutter vollenden, deren frühes Sterben er als Bub von dreizehn Jahren «auf der Strasse zwischen Steinen und Brombach» erleben musste.

Der Basler Hebel-Biograph Wilhelm Altwegg hat schon 1935 auf einen dritten, zunächst weniger beachteten Schwerpunkt von Hebels Werk, seine Briefe, hingewiesen und Hebel als «grossen und echten

² Siehe Braunbehrens, Adrian: Unrichtige Zuschreibungen an Johann Peter Hebel, in: *Badische Heimat* 3/2016, S. 459.

Briefschreiber» in eine Reihe mit Lessing, Goethe, Mörike, G. Keller, J. Burckhardt und Rilke gestellt.³ Die Bände V und VI der neuen Ausgabe übernehmen die zweibändige Briefausgabe von Wilhelm Zentner aus dem Jahre 1957 praktisch unverändert. Die Kommentierung erfolgt auf Grundlage der gekürzten und nur leicht überarbeiteten «Erläuterungen und Quellen» von Zentner, was sie zwar äußerlich an den textkritischen Apparat der anderen Bände dieser neuen Ausgabe angleicht, aber die Lesefreundlichkeit der benutzten Vorlage erheblich beeinträchtigt. Für «einzelne Briefe», die seitdem in der Badischen Landesbibliothek nachgewiesen werden, wird auf Digitalisate der dortigen Autographensammlung verwiesen. Hier wären ein paar ergänzende Angaben über Anzahl und Adressaten hilfreich, denn Hebels Handschrift ist für die heutige Leserschaft nicht so leicht entzifferbar.

Hebel war die längste Zeit seines Lebens kirchlicher Amtsträger und brachte es in Karlsruhe vom einfachen «Subdiakonus» (1791) bis zum Prälaten der lutherischen Kirche (1819) und schliesslich der vereinigten evangelischen Kirche in Baden (1821). Seine Amtspflichten, über die er in seinen Briefen häufig klagt, hinderten ihn nicht nur am literarischen Schreiben, sondern veranlassten ihn auch zu zahlreichen kirchlichen und theologischen Texten. Die Herausgeber haben sich hier leider für einen restriktiven Kurs entschieden, bei dem nur solche Schriften aufgenommen wurden, «die entweder auf Hebel selbst (zum Beispiel durch seine überlieferten Manuskripte) zurückgehen, unter seinem Namen mit seiner nachweisbaren oder glaubhaften Autorisierung erschienen, oder von ihm selbst initiiert oder herausgegeben worden sind» (Bd. IV,

S. 611). Da die hier nicht aufgenommenen Texte in einer anderen Hebel-Edition umfassend dokumentiert sind,⁴ ergibt sich aber aus dieser Regelung keine ernsthafte Einschränkung für Interessent(inn)en der theologisch-kirchlichen Seite des Dichters, aber doch ein Zugangshemmnis.

Die für die vorliegende Ausgabe akzeptierten theologisch-kirchlichen Texte sind in Band IV zusammen mit allen anderen Texten Hebels ausserhalb der Kalender chronologisch geordnet, sodass eine bunte Vielfalt von geistlichen und weltlichen Themen angesprochen wird. Besonders interessant ist hier Hebels «Tagebuch der Schweitzerreise», die er vom 22.8. bis 22.9.1805 als Mentor der jungen Barone Karl und Ernst von Mentzingen unternahm. Abgesehen von seiner Heimatstadt Basel, seinem Studienort Erlangen und kurzen Aufenthalten bei Freunden in Strassburg kannte er sich ausserhalb Badens und erst recht im «Ausland» wenig aus, besonders was die unmittelbare Anschauung betrifft. Hier schildert Hebel nicht nur die Schönheit der Landschaften und Orte, sondern auch Gewerbefleiß und freiheitliche Gesinnung der Bürger als Quellen des Wohlstandes. Hebel, dem öfters eine kritische Einstellung zu Schiller nachgesagt wird, sieht dabei im «Wilhelm Tell» den überlieferten Schweizer Freiheitskampf «mit hoher dramatischer Kunst bearbeitet» (Bd. IV, S. 210) – was für einen badischen Kirchenrat und angeblichen Schiller-Kritiker nicht ganz selbstverständlich war.

Das Hebel-Bild wird abgerundet durch die in Band II erstmals publizierten Exzerpte, die in bunter und ungeordneter

³ Vgl. Altwegg, Wilhelm: Johann Peter Hebel, Frauenfeld/Leipzig: Huber 1935, S. 102//

⁴ Siehe Braunbehrens, Adrian et al. (Hg.): Johann Peter Hebel. Sämtliche Schriften. Bd. VI (Predigten), Bd. VII (Predigtentwürfe), Bd. VIII (Theologische Schriften). Frankfurt/M. Stroemfeld 2010/2013.

Folge alle möglichen theoretischen und praktischen Fragen seiner Zeit behandeln und einen Einblick in die Arbeitsweise des Kalendermachers und Pädagogen am Karlsruher «Gymnasium illustre» erlauben. Fehlende Reisen, etwa nach Falun, der Stadt des «Unverhofften Wiedersehens», wurden durch schriftliche Berichte ersetzt, neue Kenntnisse und Erkenntnisse wurden begierig aufgenommen und didaktisch aufbereitet. Ebenfalls neu ist der «Proteus-Komplex», der die schriftlichen Zeugnisse des Lörracher Freundeskreises (oder Geheimbundes) der «Proteuser» umfasst, nämlich den «Allmanach des Proteus auf das gnadenreiche Jahr 1», das «Wörterbuch des Belchismus» (eine Art Geheimsprache gegen die als spießig empfundene bürgerliche Umwelt) und den Hymnus «Ekstase». Letzterer enthält eine Reminiszenz Hebels (Proteusername: Parmenideus) an eine gemeinsame Belchen-Besteigung mit seinem lebenslangen Freund Friedrich Wilhelm Hitzig, proteusisch Zenoides genannt (s. Bd. VI, S. 674); der Belchen im Schwarzwald galt als «Altar des Proteus» und als «erste Station von der Erde zum Himmel». Wie ernst oder spielerisch diese Verehrung des wandelbaren Gottes Proteus, des Schöpfers aus dem «Nichts», gemeint war, bleibt unklar; deutlich ist aber der enge Zusammenhalt der Freunde auch nach der Lörracher Zeit.

Die umfangreiche kommentierte Textsammlung schliesst mit einem Lebensbild Hebels, einem Editionsbericht sowie einem umfangreichen Literaturverzeichnis, den Danksagungen, dem vollständigen Inhaltsverzeichnis und einem Personenregister. So wie Hebel in seinen Gedichten und besonders in seinen Kalendergeschichten immer alle gesellschaftlichen Schichten ansprach, so wendet sich die Kommentierte Lese- und Studienausgabe an alle, die heute ein Interesse an

Werk und Person des Dichters haben, von der einfachen Leserschaft bis hin zu den spezialisierten Hebeforscher(inne)n. Der günstige Preis von anfangs 59 €, jetzt 69 € macht die Ausgabe für fast jeden Geldbeutel erschwinglich. Er wird sicherlich die Verbreitung der Ausgabe befördern und wäre ohne die ehrenamtliche Arbeit der Herausgeber und ohne zahlreiche Unterstützer, wie die Literarische Gesellschaft Karlsruhe, nicht möglich gewesen. Der Preis stellt auch keine Marktverzerrung dar, da die Verbreitung eines Kulturgutes wie Hebels Werke einen Wert in sich selbst hat; die Ökonomik spricht da von einem «meritorischen Gut». Und wer befürchtet, Hebel werde so unter Wert verramscht, der bedenke: Es gibt wesentlich billigere Methoden, sich den Anschein von Kultur zu geben, als die neue Ausgabe zu erwerben und sie nach der Devise «Der Klassiker im Bücherschrank frisst keinen Hafer, Gottseidank!» ungelesen abzustellen. Vielleicht liefert ein grosser Absatzerfolg aber bald den Anlass zu einer erneuten Neuauflage; da könnte man über zahlreiche Verbesserungsmöglichkeiten, wie Bildzugaben über Hebel und sein Leben oder allfällige Berichtigungen der Textzuschreibung, nachdenken. Der geneigte Rezensent würde sich freuen.

Hans G. Nutzinger

Unaufgefordert gemachte Anregungen der Redaktion

Rezensent Hans G. Nutzinger erhofft sich ganz am Schluss seiner Besprechung, dass man vor einer möglichen Neuauflage u. a. über einige Verbesserungsmöglichkeiten nachdenken könnte. Der Redaktor hat hier einige ganze konkrete Wünsche und Vorschläge, die er sich bei der Durchsicht der Kommentarteile notiert hat. Es ist hier nicht der Ort, sich in allzu vielen Details zu verlieren.

Angenehm für den Gebrauch wäre, wenn schon auf dem Buchrücken stichwortartig erkennbar würde, was der jeweilige Inhalt des Bandes ist. Dass bei der Briefedition, die sich über die Bände V und VI erstreckt, der ganze Kommentar am Schluss der Briefedition abgedruckt ist, verlangt vom Benutzer oft, dass er zwei Bände vor sich haben muss. Eigenwillig ist, dass sich das überschaubare Lebensbild etwas versteckt im Band VI befindet und nicht, wie man vielleicht erwarten könnte, gleich als Einstieg zuvorderst in Bd. I. Dort setzt die Edition aber gleich mit der Wiedergabe der Alemannischen Gedichte ein.

Errata und Vorschläge zu Änderungen

Der Birsig kommt nicht aus dem Jura sondern ist ein Gewässer im Leimental, das am südlichen Rand der Oberrheinischen Tiefebene resp. des Sundgauer Hügellandes liegt. (Bd. I, S. 366). – Tuttlingen war zu Hebels Zeiten württembergisch und blieb es bis zur Eingliederung des Landkreises in den badischen Regierungsbezirk Freiburg (1973) im Rahmen der Kreisreform (Bd. III, S. 651). – Rennedorf, richtig: Rennendorf ist eine längst ungebräuchlich gewordene Ortsbezeichnung für Courrendlin, stammt aus der germanophonen, fürstbischöflichen Administration (Bd. IV, S. 661). – (Basel-)Augst ist nicht mit dem aargauischen Kaiseraugst gleichzusetzen, die Römerstadt erstreckte sich aber über das Gebiet der beiden Gemeinden (Bd. III, S. 718), Avenches schreibt sich mit einem -s am Schluss (Bd. IV, S. 660), Rheinfelden war auch zu Hebels Zeiten kein Dorf (Bd. III, S. 699), «Eschga» als Herkunftsort von Fridle (= Fridolin!) ist das heutige Oeschgen (Bd. III, S. 682) und der Kanton wurde 1803 (und nicht 1804) gegründet (Bd. III, S. 663). – «Chrüssli» im Gedicht «Der Friedensschluss» ist nicht, wie Längin meinte, «Kirschwasser» sondern ein kleiner, irdener Weinkrug, aus mhd. «kruse» (Bd. I, S. 369) und tönerner Sauerkrautständer kannte/kennt man nicht nur im Tirol sondern wenigstens im ganzen deutschsprachigen Süden, im Oberrheingebiet oft in Betschdorf (Bas-Rhin) gefertigt (Bd. III, S. 692). – «Helgen», zunächst Heiligenbild, wird im Schweizerdeutschen in der Regel

nicht abwertend verwendet (vgl. auch Diminutiv «Helgeli» = ein kleines Andachtsbild). (Bd. III, S. 646), «Gufe» ist keine exklusiv berndeutsche Bezeichnung für eine Stecknadel sondern gemein-alemannisch (Bd. III, S. 720). – «Ulmer» sind nicht Tabakpfeifen aus Ulmenholz sondern ein besonderer Typ (Kloben aus Masernholz, mit silbernen Beschlägen und oft mit einem Deckel), der im Raum Ulm hergestellt und dort auf dem Markt verkauft wurde (Bd. III, S. 737) und «welsch» als Schimpfwort für französisch mag stimmen, aber in der Schweiz im aktuellen Sprachgebrauch ein Synonym ohne pejorativen Beigeschmack für westschweizerisch, «Welschland» als geläufiges Synonym für «Romandie» (Bd. IV, S. 697). – Dass Jakobus auf der iberischen Halbinsel missionierte, ist eine der vielen Legenden, aber grenzwertig ist, dass er auf einer Pilgerfahrt war und seine Route später zum «Jakobsweg» der Santiago-Pilger wurde (Bd. III, S. 642) und die Berufsbezeichnung «Säckler» steht weniger für «Ledermacher» als für «Ledersackmacher» und «Lederhosenmacher» (Bd. IV, S. 680).

In vielen Wörtern Hebels verstecken sich französische Vokabeln, so bei schanschieren, Kaleschlein, Chaise, attrapieren, obsonater, frangschemang, Sapperment, Bagage, kapabel, Camisol, visitierte, vexirt, mankiert, Rempart, expliciren etc. Die accents circonflexes fehlen bei Châtel-Saint-Denis und Veritable Messenger boîteux de Berne et de Vevey (Bd. IV, S. 664). Und: «excusé» schreibt man mit einem Accent aigu (Bd. III, S. 651). Excusé!

dw

Christian von Zimmermann/Patricia Zihlmann-Märki: Literatur im bürgerlichen Bundesstaat – Alfred Hartmanns Roman «Meister Putsch und seine Gesellen». Band 6, Kleine Reihe der Zentralbibliothek Solothurn, 2019. 55 Seiten, Fr. 20.–. ISBN 978-3-95224247-4-2

Mit der Verfassung von 1848 wurde die Schweiz der Kantone zum Bundesstaat. Dessen Gründung war eine Reihe von – zum Teil mit der Waffe in der Hand ausgetragenen – Konflikten zwischen liberalen

Anhängern eines gemeinsamen Nationalstaates und konservativen Verfechtern kantonaler Eigenständigkeit vorausgegangen, bis schliesslich im Sonderbundskrieg von 1847 die Liberalen die Oberhand gewannen.

Der Solothurner Publizist und Schriftsteller Alfred Hartmann (1814–1897) kannte viele der Akteure, beschränkte sich aber auf das Beobachten des Ringens, ohne sich selbst ins Getümmel zu stürzen. Selbst sagte er von sich, er sei daran «unbeteiligt, doch keineswegs teilnahmslos» gewesen. In seinem Buch «Meister Putsch und seine Gesellen» – erstmals 1858 erschienen und 2017 mit einem Nachwort von Patricia Zihlmann-Märki und Christian von Zimmermann im Chronos Verlag wiederaufgelegt – liess Hartmann die Geschehnisse in einem zeithistorischen Roman Revue passieren. Dabei zeichnet er ein grosses historisches Panorama, das 1840 mit dem eidgenössischen Freischiesen in Solothurn beginnt und kurz nach der Bundesstaatsgründung endet. Im Zentrum der Erzählung, mit der uns der Autor durch das historische Geschehen führt, steht die fiktive Person des Pächtersohns Fritz Waldmann. Waldmann wird – nach einer überraschenden Wendung der Dinge – zu guter Letzt das Bäbeli zur Frau nehmen und nicht die Freischärlerin Franziska. Diese zieht ihn zwar erotisch an, bekennt sich aber, wie es in «Meister Putsch» heisst, «mit allem Feuer weiblicher Leidenschaft zu den Grundsätzen der äussersten Linken». Mit seiner Wahl der «am wenigsten emanzipierten Frauengestalt» des Romans «korrigiert» Fritz Waldmann, wie Christian von Zimmermann und Patricia Zihlmann-Märki bemerken, «die <unbürgerliche> Geschlechterordnung und stellt das bürgerliche Modell (wieder) her». Das entspricht auch den Erwartungen, die Alfred Hartmann gegenüber dem neuen Bundesstaat hegte. Aus der Übergangszeit

der «Schweizer Wirren» soll nämlich eine «bezähmte und versöhnte Gesellschaft» hervorgehen, «deren Freiheitsbegriff freilich auch an die Etablierung eines bürgerlichen Geschlechtermodells gebunden ist», so Christian von Zimmermann und Patricia Zihlmann-Märki.

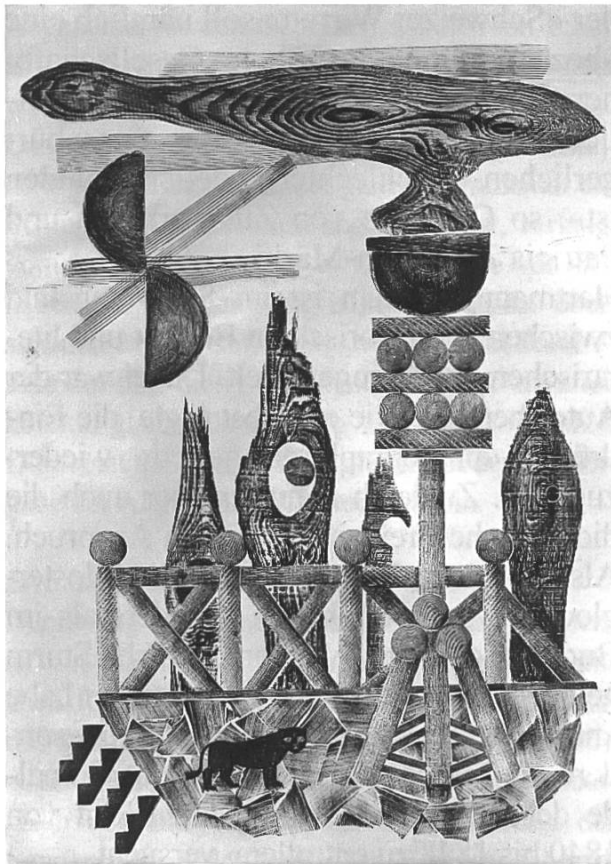
Hartmanns Roman ist im Spannungsfeld zwischen zeithistorischem Bericht und literarischem Werk angesiedelt. Dabei war der Autor bemüht, wie er selbst sagte, die Eindrücke «photographisch getreu» wiederzugeben. Zugleich nahm er aber auch die dichterische Freiheit für sich in Anspruch. Als ein Leser darauf hinwies, die Klostersglocken von Muri hätten – anders als im Buch geschildert – seinerzeit nicht Sturm geläutet, bemerkte Hartmann dazu, er habe «nicht *Geschichte* schreiben» wollen, «sondern im Rahmen eines *Romans* das Gemälde der wirren- und drangvollen Zeit von 1840 bis 1848 zu entrollen» versucht.

Die Ausführungen von Christian von Zimmermann und Patricia Zihlmann-Märki machen einen neugierig auf Alfred Hartmann und verdeutlichen die Eigentümlichkeiten seines zeithistorischen Romans und dessen Stellung in der Literatur der damaligen Zeit.

Neben «Meister Putsch» liegen im Übrigen auch Alfred Hartmanns autobiografische «Rückblicke» als Buch vor; sie wurden 2011 von der Zentralbibliothek Solothurn veröffentlicht und sind auch online einsehbar (www.zbsolothurn.ch/jahresberichte-publikationen#ver).

Martin Stohler

Museumskommission des Walter Eglin-Museums (Hrsg.): Walter Eglin – Die Holzmonotypien. Seine letzten Werke. 58 Seiten, Fr. 32.–. ISBN 978-3-9523825-9-2. Das Buch ist im Buchhandel erhältlich oder kann zuzüglich Versandkosten auch bei der Schaub Medien AG in Sissach (empfang@schaubmedien.ch) bezogen werden.



Walter Eglin: Rollender Himmelsfisch mit Panther.

Fällt der Name des Känerkinder Künstlers Walter Eglin (1895–1966), denkt man zunächst an seine Mosaike und Sgraffiti, von denen viele im öffentlichen Raum zu sehen sind. Des Weiteren kommen einem seine eindrücklichen Holzschnitte in den Sinn; eine schöne Auswahl dieser Werkgruppe bietet neben Hans E. Kellers Buch «Walter Eglin. Leben und Werk» (Basel, 1964) der 2016 vom Freundeskreis Walter Eglin herausgegebene Band «Der steinige Weg des Walter Eglin» (Verlag Johannes Petri, Basel).

Der nun zum 125. Geburtstag von Walter Eglin erschienene Band mit 22 Holzmonotypien erinnert an eine weitere, weniger bekannte Facette seines künstlerischen Schaffens.

Entstanden sind diese Werke in der kurzen Zeit, die Eglin nach einer schweren Magenoperation am 14. September 1965 bis zu seinem Tod am 3. Februar 1966 blieb.

Dem Künstler fehlte damals bereits die physische Kraft, Steine für Mosaike zu spalten oder Holzschnitte zu schneiden. Um dennoch weiter schöpferisch tätig sein zu können, entdeckte Eglin für sich eine neue Ausdrucksform. Der Kunsthistoriker Reinhold Hohl bemerkte zu Eglins Holzmonotypien: «Er ersann sich eine Technik, kleine Holzbrettchen oder in Scheiben gesägte Stamm- und Astquerschnitte oder Zweige mit Druckerschwärze einzufärben und mit ihrem Abdruck auf einem plakatgrossen Papier Bilder zusammenzusetzen. Die Holzmaserungen geben jeder Form eine lebendige Binnenzeichnung.» Und Walter Eglin sagte in einem Radiointerview zu seinen neuen Werken: «Was ich jeweils bei Aufträgen zurückstellen musste und was mir abgestrichen worden war, hat sich innerlich aufgestaut. Jetzt möchte ich einmal selbständig das tun, was mich treibt, und nicht, was die Kommissionen mir diktieren, wie es manchmal geschieht.»

In den so entstandenen Bildern erscheinen Tiere, surreale Mischwesen, Landschaften und Himmelserscheinungen. Im Vorwort des Buchs schreibt Toni Eglin zu den letzten Werken seines Vaters: «Einige seiner Holzmonotypien sind Erinnerungen an seinen Israelaufenthalt. Andere aber zeigen deutlich, dass er sich mit dem Tod auseinandersetzte. Zu spüren ist einerseits der angeschlagene Gesundheitszustand und andererseits das Himmelwärtsstreben. Deshalb kommen immer wieder Engel vor.»

Neben den 22 Holzmonotypien, die gut zur Geltung kommen, findet man im Buch unter anderem auch eine biografische Notiz mit einem Selbstporträt Eglins, sein im Spital vor der Operation geschriebenes Vermächtnis, ein Werk- und Ausstellungsverzeichnis sowie Literaturhinweise.

Martin Stohler